

Wilhelminade

Verlorene ukrainische Krone

Wilhelm Franz-Joseph Karl, Erzherzog von Oesterreich, ist Zeit seines Lebens ein Pechvogel gewesen. Schon seine Jugend war von traurigen Ereignissen überschattet. Als Wilhelm 1895 als Sohn des Erzherzogs Karl Stephan, einem Urenkel Kaiser Leopolds II. von Oesterreich (1747—1792), geboren wurde, hatte einige Jahre zuvor sein Vetter Rudolf, der Sohn Kaiser Franz Josephs I. und Kronprinz von Oesterreich, in Mayerling Selbstmord verübt.

Dann wurde sein zweiter Vetter Franz Ferdinand, der nach Rudolfs Tod Thronfolger geworden war, 1914 in Serajewo ermordet. Feierlich wurde damals dem jungen Erzherzog Wilhelm bedeutet, er, der Nachfahre der Heiligen Römischen Kaiser, werde bald einen Thron besteigen.

Als 1916 ein militärischer Sieg der Mittelmächte wahrscheinlich schien, träumte eine österreichische Gruppe von einem dreiteiligen Reich, das Oesterreich, Ungarn und die Ukraine umfassen sollte. Der junge, schlanke Wilhelm wurde als Souverän dieses Traumstaats erkoren. Er mußte ukrainisch lernen.

Bald schrieb er heimweherschmachtende ukrainische Gedichte über ein Land, das er kaum gesehen hatte. Er trug gestickte ukrainische Blusen. Von ihnen leitete er sein königliches Pseudonym Wassili Wischiwany ab (Wischiwany: gestickt). 1918 hatte er es immerhin so weit gebracht, als Oberst ein gegen die Russen kämpfendes ukrainisches Regiment zu befehlen.

Das Ende des ersten Weltkrieges machte ihm einen Strich durch seine Pläne. Wilhelm alias Wassili floh in die Karpathen. Dort fand er bei den Huzulen, einem armen ukrainischen Bergvolk, Unterschlupf. Er wurde zwar nicht ihr König, aber er bezauberte die schlichten Huzulen mit seinem Wiener Charme.

Als er sich einen kräftigen Huzulen-Typhus geholt hatte, brachten ihn Freunde eilends nach Bukarest. Dort warf man den Geplagten kurzerhand ins Gefängnis. Seine Kusine Marie, Rumäniens Königin, fischte ihn wieder heraus. Eine ganze Reihe seiner vielen Vettern verdienten sich in jenen Tagen als Taxichauffeurs ihren Lebensunterhalt. Wilhelm hatte keine Illusionen mehr. Als ihm in einem Prager Bierlokal ukrainische Studenten mit dem Ruf „Lang lebe unser Wassili“ zugprosteten, murmelte er nur: „Diese Verrückten“. Die Ukraine war bereits eine Sozialistische Sowjetrepublik.

1924 zog Wassili-Wilhelm nach Paris. Aber auch dort fand er kein Glück. Seine Freunde verließen ihn. Er wurde ein armer Schlucker. Bis er 1935 zusammen mit einer französischen Schauspielerin von einem französischen Gericht verklagt wurde. Er hatte mittlerweile wieder einen ganzen Haufen Geld gesammelt. Angeblich für die Wiederherstellung der „verlorenen ukrainischen Krone“. Mit dem Gericht wollte Wilhelm allerdings keine Bekanntheit machen. Er floh in die Schweiz und von dort zurück ins geliebte „Wean“.

Im zweiten Weltkrieg hatte er einigermaßen sein Gleichgewicht wiedergefunden. Zusammen mit einem alten Schullehrer lebte er vornehm in diplomatischen Viertel Wiens. Er war inzwischen kahlköpfig geworden, trug aber dafür einen imposanten weißen Schnurrbart. Er war sogar einigermaßen passabel angezogen. Man vermutete, er mache in Schwarzhandel.

Im letzten Herbst sah man ihn eines Abends in Wiens lustigem und teurem Schwarzmarkt-Lokal „Charly“. Wilhelm dinierte standesgemäß. Er hatte gerade

einen Job als Geschäftsführer eines großen chemischen Konzerns erhalten. Dann verschwand er.

Jetzt wurde bekannt, daß Wilhelm von Habsburg-Lothringen von russischen Soldaten verhaftet wurde. Hinter dem Stacheldraht des sowjetischen Internierungslagers in Wiener-Neustadt ruht sich Wassili-Wilhelm von den Strapazen seines Lebens aus. Er hat Heimweh nach den Huzulen. Aber der Königstraum von der Ukraine ist ausgeträumt. Die Russen haben nichts für Könige übrig. Und für einen von der Ukraine schon gar nicht.

Gepökelter Kalbskopf

Nur zwei Minuten bis zum Tode

Nun rollen sie wieder, die französischen Schwerverbrecherköpfe. Frankreichs staatlicher Scharfrichter, Monsieur Jules Desfourneaux, der im Dezember mit Hunderttausenden französischer Arbeiter in den Streik getreten war, waltet wieder seines Amtes. Sein Monatsgehalt ist von 6500 auf 8000 Franken erhöht worden. Die Sonderprämie, die er für jede Hinrichtung verlangt hatte, wurde abgelehnt.

Das ist bitter für Monsieur Desfourneaux. Er ist jetzt 70 Jahre alt, davon zehn Jahre im Beruf und fristet mühsam sein Leben in einer ärmlichen Wohnung des Pariser Ostens. Um einigermaßen auskommen zu können, muß auch seine Frau arbeiten. Sie verabreicht kranken Leuten Injektionen.

„Es ist bei mir nicht nur eine Geldfrage“, beklagte sich der alte Jules bei einem Reuter-Korrespondenten. „Man müßte doch eigentlich etwas entschädigt werden für die besonderen Anforderun-

gen, die dieser Beruf an einen stellt“. Jules ist ein sehr feinfühler Mensch. Schmerzgepeinigt erinnert er sich einiger Hinrichtungen, bei denen er sich nur mit Mühe der Tränen erwehren konnte.

Als er einmal eine Frau enthaupten sollte, wurde er sogar ohnmächtig und mußte durch seinen robusteren Gehilfen abgelöst werden. Wenn Jules besonders niedergedrückt ist, geht er zum Schlachter und kauft sich einen gepökelten Kalbskopf zum Mittagessen. Es ist das einzige, das ihn in Augenblicken seelischer Qualen wieder aufrichten kann.

Jules Desfourneaux hat seine zarten Regungen ganz in den Dienst seines Berufes gestellt. Mit geradezu wissenschaftlicher Exaktheit hat er die Hinrichtungsmethode verfeinert, seit er 1939 zum staatlichen Scharfrichter befördert wurde. Bis dahin war er nur Gehilfe. Ihm haben es Frankreichs Verbrecher zu danken, daß sie jetzt nicht mehr wie früher in fünf, sondern in zwei Minuten das Diesseits verlassen können.

Die Sensibilität des alten Jules geht so weit, daß er sich bei der ständigen Erinnerung an das scharfe Beil der Guillotine nicht imstande fühlt, sein Rasiermesser ruhig und sicher zu führen. Er hat entsetzliche Angst, daß er sich schneiden könnte. Seit langem läßt er sich daher täglich von seiner Frau den Bart schaben.

Nur in seinem gallischen Humor ist Jules nicht immer so zart besaitet. Wird ihm jemand zum erstenmal vorgestellt, so verkneift er sich niemals das Wortspiel: „Ah, voici une tete qui me revient“. Was heißen kann: „Ich erinnere mich, Sie schon einmal gesehen zu haben.“ Was aber auch bedeutet: „Dieser Kopf kommt mir noch einmal unter.“



So viel Charme

verschlug selbst den Auslandsredakteuren des „Spiegel“, die sonst im Umgang mit Pariser Chansonnières nicht so ganz unerfahren sind, den Atem. Sie fanden tatsächlich keine geistvollere Überschrift. Die Sache war um so komplizierter, als es sich bei dem reizenden Nightclub-Star um die Gattin eines hohen und außerordentlich tüchtigen Beamten des französischen Außenministeriums handelt: Claude Hervé. Sie ist in der sektprickelnden Atmosphäre der nächtlichen Champs Elysées ebenso zu Hause wie im gedämpften Zeremoniell des Quai d'Orsay, wo ihr Gatte Hervé Alphonse Leiter der Wirtschaftsabteilung ist. Madame Hervé debütierte während des Krieges am Broadway in New York. Um die durch das Exil etwas prekär gewordene Finanzlage der Familie ein wenig aufzubessern. Zu ihrer Pariser Premiere erschien außer den Rothschilds, Jean Cocteau und Arthur Rubinstein auch die anmutige „Miß Paris“. Die Königin der Schönheit ließ sich vor ihrem Eintreten gern die letzten Korrekturen des Königs der Friseure, Antonio, gefallen.